

Osttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

28. Jahrgang

Donnerstag, 30. Juni 1960

Nummer 6

Die Osttiroler Bauernsprachinseln Pladen und Zahre in Oberkarnien

(4. Fortsetzung)

Von Dr. Maria Hornung

Auch die linden Reibelaute haben ihre Merkwürdigkeiten. Dem schriftdeutschen anlautenden f, bzw. v in deutschen Wörtern entspricht hier ein stimmhafter v-Laut. Damit bewahrt Pladen einen sehr alten Sprachzustand, der aufs Ahd. zurückgeht und während des Mittelhochdeutschen noch lange Zeit Geltung hatte. Man spricht also Vair (Feuer), Vanschter (Fenster). Nur in Fremdwörtern aus dem Italienischen gibt es anlautende f: Febräär (Februar). Anlautend ist v in allen Fällen erhalten. In denen es ahd. v entspricht: Bolvesburrtße (Wolfswurz), Houve (Hof, 3. Fall). Auslautend hingegen kommt es zu der schon erwähnten Auslautverhärtung zu f.

Auch der linde s-Laut, den wir mit v wiedergeben, hat seinen stimmhaften Charakter bewahrt, doch ist ihm im Anlaut und im Inlaut vor Vokal die sch-artige Färbung verlorengegangen⁴². Kranzmayr zeigt in seiner Lautgeographie, daß hier friaulischer Einfluß waltet (§ 32). Nur vor stimmlosen Mitlauten wie p und t hören wir jene für andere Sprachinseln typischen Übergangslaute zwischen sch und s, natürlich auch stimmlos: z. B. Staan (Stein), Späkch (Speck). Allerdings liegt der Übergang zum sch sehr nahe und wird fast immer gewählt. Nur bei verdoppeltem altem s wie in Meßße (Messe) herrscht Klarheit. Im übrigen kann man in Pladen bei verschiedenen Menschen und Altersstufen in verschiedenen Weibern Unregelmäßigkeiten beobachten. Die ganz Alten neigen auch im Anlaut vor Vokal zum ausgesprochenen sch-Laut. Sie sprechen also die Zahl sechs mit stimmhaftem sch (zch⁴³) im Anlaut und stimmlosem im Auslaut, etwa als zchäksch und säen als schaanan. Dieselbe Menschengruppe spricht das sonst reinlich getrennte stimmlose Starklaut-ß ingeläßßn (gelassen) genauso wie das Starklaut-sch (sch) in gebäßschßchn (gewaschen⁴⁴). Das gilt besonders im Weiler Pill. In

Großdorf konnte ich im Anlaut ausgesprochene Zwischenlaute zwischen z und zch feststellen, etwa in zircha Määl (Maismehl) oder Zultßnkchaaze (eine Art Weichkäse) oder zainin (sein, Zeitwort). Während der Schneider zchnaidar (ahd. snidari) mit stimmhaftem sch ausgesprochen wird, ist der Schöüte stimmlos zu artikulieren, weil ahd. so vorliegt. Typisch pladnerisch und allgemein zu hören sind die tsch für schriftdeutsches z in bestimmten Wörtern, wie Tschukker (Zucker), Mintschschn (Minze), Tschouber (Zuber).

Bei den Starklauten f und ch ist nichts vom übrigen Südbairischen Abweichendes zu berichten. Einen eigenen Weg geht der h-Laut zwischen Vokalen: er verschwindet, z. B. in Vii-e (Vieh), Plääi (Windel, eigentlich Plache).

Zuletzt sei noch einer Erscheinung gedacht, die für unsere Sprachinsel ungemain charakteristisch ist: der Palatal-konsonanten. Damit meinen wir, daß Mitlaute, die von vordergaumigen Selbstlauten (i, e, ä) umgeben sind, viel weiter vorne im Mundraum, also in Richtung des Vordergaumens artikuliert werden, als solche, die von hintergaumigen Vokalen begleitet sind. Man darf das Wort nicht als eine willkürliche Folge von Lauten ansehen, sondern als einen Organismus, in dem ein Teil vom andern abhängig ist. Die patale Aussprache der Konsonanten kann in hochalpinen und Sprachinselmundarten so weit gehen, daß es zu einem ausgesprochenen Lautwandel kommt. In Pladen wird etwa ein n in Neikche (Genick) viel weiter vorne ausgesprochen als in Nouna (Großmutter); überdies hat das palatale n fast einen j-artigen Mitklang. Auch das kch in Neikche klingt ganz anders gefärbt als etwa in Väckche (Sau). Beide Laute, der vorder- und hintergaumige, kommen in Väckchlväkche (Muttersau) vor. Der Unterschied ist den Sprechern voll bewußt.

Leider sind wir nicht in der Lage, hier eine vollständige Grammatik der Mundart von Pladen mit Laut- und Formenlehre zu bieten. Immerhin soll auch hinsichtlich der Formenlehre auf einige Auffälligkeiten hingewiesen werden. Wie im Sillianer Raum besteht auch hier die Neigung, die schwach flektierten Partizipia Praeteriti stark abzuwandeln: gevraidn (gef'reut⁴⁵), gehairan (geheiratet), geväßßn (gefaßt), gehietn (gehütet), gspeitn (gebetet). Daneben bestehen aber auch zahlreiche schwache Partizipia weiter: kchraaft (gerauft), gekchlumpft (Lärm gemacht). Wenn die Art der aufeinanderfolgenden Konsonanten es verlangt, wird bei den echten starken Partizipia eine volle Endsilbe -in gesprochen: kchämmin (gekommen). Ähnlich kann auch die Nennform von zain (sein) in zainin und tuin (tun) in tuinin verlängert werden.

Auffallende Besonderheiten zeigen die in der Schulgrammatik als Hilfszeitwörter benannten Verba, nämlich die Praeteritopraesentia, die Verba auf -mi und andere unregelmäßige. Beim Verbum hoobm (haben) fällt in Pustertaler Weise das anlautende h im Präsens ab: i än⁴⁶, du äscht⁴⁷, er ät; mir än⁴⁸, dier ät, zi änt. Das Partizipium Praeteriti heißt merkwürdigerweise gootn-(gehabt). Mhd. lautete es gehät (dementsprechend heißt es in Innervillgraten gihoot), das ergibt nach Ausfall des h ein goot, an das nun noch parallel zu anderen Zeitwörtern die starke Endung -n tritt.

Das Verbum sollee hat seinen Indikativ Praesentis an den Konjunktiv Praeteriti angeglichen und lautet nun: i zät (soll), du zooscht, er zät, mir zättn, dier ät, zi zättn.

Auch müssen ist von seinem geraden Weg abgewichen in muißßn. Die Nennform ist hier an den Singular des Präsens angeglichen. Dieser beginnt lautgetreu: i muiß, du muißcht; geht aber

dann angleichend weiter: er mußsch, nier mußšn, dier mußšt, zi mußšn.

Merkwürdig ist die Entwicklung von können: i kchän, du kchänscht, er kchänt, nier kchännin, dier kchänt, zi kchännin. Das Verbum kennen hat dieselben Formen. Beide scheinen auf einer Art Mittelweg zusammengefallen zu sein.

Das Verbum sagen hat teilweise noch alte Formen wie du zooscht (du sagst), in der 3. Person sprechen aber die meisten Leute er zäk (er sagt) und im Partizipium konnte ich nur gezäk (gesagt) erfragen, während es in Innervillgraten noch allgemein er zoot und gizoot heißt. Diese merkwürdige Entwicklung des kt weist uns wieder auf die engere Umgebung von Sillian. Vermerkt sei, daß heute noch in Kartitsch ähnliche Lautungen gelten. Hier ist sogar die 1. Person verkürzt: i soo; weiter: sooscht, soot, soogn, soot, soogn.

Auch das Verbum mögen, pladerisch mächn, ist einem eigentümlichen Paradigmaausgleich erlegen. Das Präsens heißt: mäch, meichscht, meicht, mächn, meicht, mächn. Dazu das Part. Praet. gemächt.

Wer nur die Pladener Verhältnisse kennt, könnte versucht sein, zu glauben, daß diese Entwicklung der Verbalformen einzig auf Verarmung im Fremdland zurückzuführen sei. Gerade die Verhältnisse im Raum Innervillgraten—Sillian—Kartitsch lehren uns aber, daß die Neigung zu Kontraktionen, Angleichungen und Kurzformen schon in der alten Heimat der Pladener bestanden hat und sie gerade in dieser Hinsicht allerlei mitbrachten. Innervillgraten und Kartitsch sprechen heute noch Kurzformen bei so regelmäßigen Wörtern wie glauben im Präsens: gilaa, gilaascht, gilaat, gilaabm (Kartitsch: gilaan), gilaat, gilaabm (Kartitsch: gilaan).

Das wichtigste Zeugnis für die Herkunft unserer Sprachinselbewohner ist der Wortschatz. Mit ihm wollen wir uns im Zusammenhang mit der Untersuchung der Zahrer Mundart noch eingehender befassen.

Zahre

1. Der Ort

Von Pladen führt ein Bergpfad über den Passo di Siera nach Süden in das enge, dünnbestedelte Pesariis-Tal oder den Canale San Canciano. Noch einmal südwärts über einen Gebirgskamm gelangt der Wanderer in die einsame deutsche Berggemeinde Zahre. Auf einem wellig gegen den Wildbach Lumiei abfallenden Wiesenland liegt, von Wäldern umsäumt, in 1362 Meter Höhe die Oberzahre und 150 Meter tiefer die Unterzahre. Abgesehen von einigen kleinen Weilern (Modt, Schwont und Feld) bildet das östlicher gelegene Latais mit La Maina ein drittes Zentrum. Die Verbindung der Zahre mit der Welt, d. h. mit dem umliegenden Friaul, erfolgte früher durch einen Karrenweg über den Passo di Siera nach Ampezzo. Neuerdings führt, seitdem der Lumiei unterhalb der Unterzahre zu

einem Industriesee aufgestaut ist, eine kühn angelegte Bergstraße durch das Lumiei-Tal nach Ampezzo. Nach Westen zu liegt die Zahre am Ende jedweden Verkehrs. Eine landschaftlich prachtvolle ehemalige Militärstraße, die die Verbindung mit San Stefano di Cadore ermöglichen würde, ist verfallen, soll aber wieder hergestellt werden. Die Bergwelt rings um die Zahre ist sanfter als die prachtvollen Kalkkulissen, von denen Pladen eingeschlossen wird, entbehrt aber nicht abwechslungsreicher Szenerien. Die höchste Erhebung ist der eindrucksvolle Monte Bivera, deutsch Veischparkhoufl (Vesperkoffl), mit 2473 m im SW. Eine Reihe von Bergen hat deutsche Namen, wie der Mittertäkchhoufl (Monte Tinisa) im Süden und die Mörgantlaite (Monte Morgenleib) im Norden; der Berg Pieltrinis wird von den Zahrern Vättris genannt, der Rioda Reidis, der Razzo Rätö, der Lumieifluß Lunte, Ampezzo ka Peitßch oder ka Peitß im Munde der Jüngeren, der Canale di Gorto Kchnoal, die verschiedenen „Kanaltäler“ der Gegend insgesamt Kchnälder, der Piave Plaf.

Der Name der Zahre selbst, im deutschen Tsaaere, im italienischen Sauris genannt, geht nach Kranzmayers Erklärung⁴⁵⁾ auf eine illyrische Wurzel zurück. Illyrisch Savira bedeutete „der (Fluß-)lauf“, wurde zu vulgärlateinisch Saura, friaulisch Sauris. Aus Saura entwickelte sich im Mhd. lautgesetzlich Zahre (mit langem a, das h ist nur Dehnungszeichen). Die Oberzahre (Sauris di sopra) heißt im Volksmund Oubatsaare oder tsa Plattšn (zu Platze), die Unterzahre (Sauris di sotto) einfach Dörf (Dorf) mit dem uns schon bekannten mittelgaumigen ö-Laut. Latais, mundartlich tsa Latais, italienisch Lateis, ist nach Lessiak (w. o.) eine rätoromanische Alpenbezeichnung, die von den deutschen Einwanderern übernommen wurde.

Die Entstehung der Zahre und die Herkunft ihrer ersten Bewohner liegt ebenso im Dunkeln, wie das bei Pladen der Fall ist. Der aus Latais gebürtige Priester L. Lucchini hat im Pfarrarchiv der Zahre Urkunden aus der Zeit zwischen 1328 und 1750 gefunden, die sich vor allem auf die St. Oswald-Kirche in der Unterzahre beziehen⁴⁶⁾. 1470 wurde „der Priester der Zahre nach altem Brauch von den Einwohnern gewählt“; der Ort muß also schon längere Zeit bestanden haben. Kranzmayer hat auf Grund von lautgeschichtlichen Erwägungen errechnet, daß die Zahre um 1200, also kurz vor Pladen besiedelt worden sei⁴⁷⁾. Einer alten Tradition gemäß⁴⁸⁾ wallfahrteten die Zahrer früher alljährlich einmal nach Heiligenblut (im Mölltal), später wurde anstatt dessen ein Geldopfer eingesammelt — der Schillich varn haligen Pluete⁴⁹⁾ —, und man ließ am 28. August jährlich eine Messe lesen⁵⁰⁾. Im Zusammenhang damit wurde auch mitunter die Vermutung einer Abstammung aus Heiligenblut ausgesprochen. Die Erkenntnisse der Lautlehre und vor allem der Wortschatzforschung beider Orte lassen sich aber damit, wie wir

noch darlegen werden, nicht vereinbaren. Die Zahrer selbst haben eine Gründungssage die von Jägern spricht, die von weither gekommen seien und sich hier niederließen.

2. Das Volkstum

Schon bei der ersten Ankunft im Ort bietet die Zahre ein Bild bäuerlicher Alttiroler Hauskultur. Obwohl die Unterzahre im Jahre 1809 durch Brand zerstört wurde, sind auch hier noch viele Häuser im alten Pustertaler Stil, mit gewissen romanischen Elementen vermischt, erhalten. Rundbögige, steingefügte Portale, wie die stärkere Betonung des Steinbaues überhaupt tragen eine Friauler Note. Ganz nach althergebrachter Art sind die schindelgedeckten Futterhäuser (Schdoodel) gebaut. Wie in Pladen findet sich auch hier die Pierl, das Trockengerüst aus Stangen, das unter dem Mantel, bzw. dem Dachvorsprung in geschützter Lage angebracht ist. Formen und Bezeichnungen der einzelnen Teile gleichen den in Pladen üblichen. Der Heuboden im ersten Stockwerk des Wirtschaftsgebäude heißt von Pladen abweichend Töblat. Baragiola (S. 27) gibt Betonung auf der zweiten Silbe an (Töblät), während ich die mehr eingedeutschte Form Töblat hörte. Mit Klitsch bezeichnet man eine kleine gesonderte Heuabteilung, während in Pladen mit diesem Wort eine Stallabteilung benannt wird. Der Vorraum des Stalles wird Misthouf⁵¹⁾ genannt. In ihn wird der Mist aus dem Stall hinausgeworfen. Der obere Stadel heißt Dille, während der Dachboden des Hauses „an der Dille“ genannt wird. Bei Einheitshöfen, die hier wie in Pladen neben der Doppelform vorkommen, schließen diese Räume aneinander an.

Echte Altzahrer Bauernhäuser finden wir am besten in der Oberzahre. Im Grunde sind sie den Pladener Häusern sehr ähnlich, hier wie dort finden sich auf mehrere Familien aufgeteilte Häuser.

(Fortsetzung folgt.)

42) Dieser s-Laut wurde nicht durch Artikulation der Zungenspitze, sondern des Zungenblattes gegen die Zahreihe gebildet und kommt heute noch in den Sprachinseln der Slaben und Dreizehn Gemeinden sowie in gewissen südbairischen Binnemundarten (oberstes Mölltal) vor. Er wird wissenschaftlich durch einen Punkt über dem s bzw. z dargestellt.

43) Wir wählen hier das sonst nicht übliche Hilfszeichen sch für stimmhaftes sch.

44) Diese Aussprachen sind auf Tonbändern festgehalten. Da es sich in allen derartigen Fällen um alte Menschen handelt, erschwert das Fehlen der Vorderzähne häufig die Beurteilung.

45) Diese Form steht wörtlich in einem nur kürzlich aus Pladen zugegangenen Brief.

46) Sehr scharfe Aussprache des n nach der Vokalkürze.

47) Hier wird bisweilen reines sch, bisweilen der Zwischenlaut zwischen s und sch gesprochen.

48) Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten, Klagenfurt 1856/58, Bd. 1, S. 38, Bd. 2, S. 20 (Arrlach). Vgl. auch Lessiak, Zwei deutsche Sprachinseln, S. 134.

49) Luigi Lucchini, Memorie del Santuario di S. Osvaldo in Sauris, Udine 1880.

50) Lt. freundlicher Mitteilung Kranzmayers.

51) Baragiola erhielt vom Zahrer Pfarrer Giorgio Piozzer dafür Bestätigung (S. 24).

52) Czoernig, Die deutschen Sprachinseln, S. 373.

53) Baragiola w. o.

54) Mit zwischen s und sch geiegenem Laut auszusprechen.

Dr. Franz Kollreider

Drei Lienzer Maler des Biedermeier

Ob der alles überragenden Malerfürsten Franz v. Defregger und Albin Egger-Lienz, die Osttirols Kunst um die Jahrhundertwende internationale Bedeutung verschafften, ist man versucht, andere vor den Genannten und mit diesen zugleich schaffende, bedeutende Lienzer Maler des 19. Jhdts. völlig zu übersehen; auch ist das allgemeine Kunstwissen über sie fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen. Es war jedoch nicht so, daß die zwei Künstlerheroen wie durch ein Wunder vom Himmel fielen, sondern auch sie sind dem durch die Jahrhunderte, insbesondere seit der Gotik (Gerumer, Netti, Peuerweg, Flaschberger) ständig in unserem Volke fließenden Begabungsstromen und dem im 19. Jhd. von einem soliden Handwerk befruchteten, breiten Kunstboden entwichen. Bei den Kirchen- und Tafelmalern, wie dem Dekorationsmaler Ploner oder dem Malergeographen Georg Egger rief auch der junge Albin Egger noch seine Farben und genöß außer dem Beispiele seines Vaters beim Tier- und Jagdmaler Hugo Engl ersten Malunterricht. Franz von Defregger wurde durch den Kirchenbau in seiner Heimat Dölsach und den dort ansässigen „Tuifelemaler“ Amoser zum Bilden angeregt, vor allem aber durch das gute Nazarener Altarbild „Tod des hl. Martin“ von Josef Arnold (1861) für die hohe Kunst begeistert; sicherlich bestanden zwischen ihm und dem um 1850 sehr berühmten Lienzer Fotokoloristen und Bildnismaler Andreas Gatterer, sowie dem „Peilücklmaler“ Franz Stemberger freundschaftliche Beziehungen, da Defreggers erste Malversuche in Aquarell („Auf dem Kirchenchor zu Dölsach“ und „Die Auswanderer“, 1860) gleichermaßen Kleinformat aufweisen und die Porträtähnlichkeit jenes bedeutenden Miniatur- und Genremalers Gatterer an sich tragen. Der dritte in diesem Bunde ist Jakob Wibmer aus Matrei i. O., bekannt durch seine schönen „Früchtstillleben“, die uns das Leichte und Genießerische des Wiener Biedermeier in künstlerischem Ernst vermitteln.

Glücklichen Umständen ist es zu danken, daß in den letzten Jahren von jedem dieser drei Künstler mehrere Bilder vom Osttiroler Heimatmuseum erworben werden konnten, die nun, da es sich in ihren Werken vorwiegend um Lienzer Persönlichkeiten und heimische Landschaften handelt, im Geschichtsraume dieses Museums ausgestellt sind, um so in den geistigen Besitz eines jeden am heimischen Kunstschaffen interessierten Osttirolers gelangen zu können und sie vor dem Vergessen zu bewahren.

Vom Miniaturmaler Andreas Gatterer berichtet Heinrich Hammer im Allgemeinen Künstlerlexikon nur kurz, daß er 1810 in Lienz geboren, an der Akademie in München seine Ausbildung erhielt, sich dort 1839 als selbständiger Maler niederließ und daß das

Münchner Stadtmuseum eine große Anzahl seiner Porträtlithographien bekannter Münchner Persönlichkeiten besitzt. Josef Oberforchers Forschungen¹⁾ ergänzen das Wissen um ihn noch dahin, daß er ein gebürtiger Defregger war und sich 1849 mit Eleonore Oberhieber, Witwe nach dem Richter Wallnöfer in Sillian, verheiratete, im Jahre 1851 als Inwohner von Lienz durch den Gemeinderat aufgenommen wurde und 1874 auch eine Konzession für die Stellwagenfahrt von Lienz nach Huben erhielt. Nachdem er in einem Leben à la Bohemien sein und seiner Frau Vermögen verveudet hatte, scheint er — wie später auch seine Frau — schließlich in München in bitterer Armut gestorben zu sein.

Gatterers Miniaturbildnisse, wie z. B. das seiner Frau im Familienbesitze Oberhieber zu Lienz, nehmen uns gefangen und lassen ihn uns als einen tüchtigen Zeichner und hervorragenden Menschenkenner erscheinen, der in künstlerischer Schau und mit echt biedermeierischem Schönheitssinn auch die Psyche des Dargestellten freilegte und in dem ihm eigenen Farbenschmelz verklärte. Die hauchzarte Behandlung der durchsichtigen Halsspitzen und minutiösen Kopfhäuten über wohlgeformten Gesichtszügen, wie etwa auf dem Porträt einer alten Unterhieber Dame (1848), eines Fräulein Salcher (1854) oder des Herrn Kaler von Lanzenheim (1848) schaffen ein Fluidum aristokratischer Würde und bürgerlicher Behäbigkeit im besten Sinne des Wortes und erinnern an die graphische Kunst seines Wiener Kollegen Josef Kriehuber (1800/76), der als erster den um 1820 aufgenommenen Steindruck voll ausschöpfte und durch die Porträtlithographie (von ihm „Papiermalerei“ benannt) der berühmtesten Wiener Adligen und Bürger zwischen 1830 und 1870 das beste künstlerische Vorbild für Gatterer in Lienz und München wurde.

Andreas Gatterer war auch einer der ersten, der sich die damals neu aufgekommene Fotografie — an der Kriehuber unterzuziehen schien — malerisch zunutze machte und mit deren Kolorierung und Retusche große Erfolge erzielte (Bildnis des Lienzer Dichters „Franz Gitterle, Kommunalverwalter von Lienz, 1856“, Osttiroler Heimatmuseum, Geschichtsraum).

Franz Stemberger, geboren am 9. Mai 1809 in St. Jakob i. Defr. als Sohn des Peter Stemberger und der Ursula Kröll, erwarb 1844 das Inwohnerrecht in Lienz, bemühte sich 1845 um die Konzession eines Kunstschreiners, vermählte sich 1862 mit Anna Ganzer, übernahm 1857 die neue Häusernummerierung der Stadt Lienz und starb am 26. April 1885 dortselbst im Hause Schweizergasse 30 (Buchdruckerei Mahl).²⁾

Er tritt uns in seinen flott gemalten Öl-Leinwand-Landschaftsbildern mit grün-blauer Tongebung und figuierter

Staffage von richtig volkstümlichen Tiroler Bauern im Stile eines Altmutter, der ja das erste Trachtenbildnis von Andreas Hofer malte, entgegen. Die „Stadt Lienz“, ein Landschaftsausschnitt von Schloß Bruck bis Grafendorf mit der Schleinitz im Hintergrunde sowie Schafen und Hirten im Vordergrund v. Jahre 1860 begleitete Stemberger, wie er dies nahezu immer zu tun pflegte, mit folgendem Spruch auf der Rückseite des Bildes (nur der Originalität wegen seien einige dieser meist etwas anzüglich-sarkastischen „Verse“ angeführt): „So ruhig liegst du da am Boden, umgeben von massiven Bergen, bewegst dich froh in deinen Moden, wie möglich groß unter den Zwergen“. Ähnliches finden wir auf einer Öl-Holz-Vedute „Ruine Künberg mit Teich und Mairhaus, 1855: „Diese Ritterburg zerfiel in Trümmer nachdem ihre Herren zogen aus, aber ihr gastlicher Schimmer blieb zurück in deren Mairhaus“. Stemberger war demnach ein Maler-Philosoph mit leicht karikierender Ironie, er unterstrich sein unbedingtes Streben nach Wahrheit und echter Realität im Bilde durch das geschriebene Wort: die Wiedergabe der Natur verband er stets mit seinen persönlichen Empfindungen. Auf dem Öl-Leinwandbild „Vorderes Iseltal“ mit Ainet-Alkus-Gwabl und dem „Ainet Bergl“ im Vordergrund versinnbildete Stemberger die historische Bedeutung dieser Straßensperre durch reiches Volksleben. Historischer Wert liegt auch seiner Holztafel „Dölsach“ zugrunde, auf welcher der Nachwelt das Bild der barocken Fassade der alten Kirche erhalten blieb.

In der Volksüberlieferung jedoch lebt Stemberger wegen seiner vielen Holztafeln, die häufig nur alten Bienenkästen (Peikästen) entnommen waren, als sogenannter „Peilücklmaler“ fort. Auf diesen „Peilückln“ hielt er in humoristischer Karikatur markante Ereignisse aus der Lienzer Stadtgeschichte oder „mißliche Vorkommnisse“ wie z. B. die „Abtragung des letzten Tores von Lienz“³⁾, die Schützenscheibe zur Kreuzgasse“ etc. in Art eines alten „Buskawills“ fest, indem er das Tun seiner Landsleute in Versen geißelte und durch bildgetreu gemalte Szenen illustrierte, wobei er den agierenden Personen Porträtcharakter verlieh. Das fertige Bild stellte er sodann in sein eigenes Schaufenster und es wurde in der Regel, um dem allgemeinen Gespött zu entgehen, von den Betroffenen möglichst schnell zu gutem Preise erstanden. Wenn auch Stembergers volkstümliche „Tuifelemalereien“ bei weitem nicht an seine wirklich malerischen und tief empfundenen Landschaftsbilder heranreichen, muß man doch um der originellen Überlieferung willen bedauern, daß nicht mehr von ihnen öffentlich bekannt wurden. Sollten jedoch noch einige dieser humor-

1) Regestenarchiv Oberforcher, Schloß Bruck, fasc. Gatterer-Oberhieber.

2) dgl. fasc. Stemberger.

3) „Lienz ist eine freie Stadt, wo man alles erlaubt beim rechten Ohr, da Intelligenz den Vorzug hat, durch die Beseitigung vom letzten Tor“.

Von Boten, Fuhrleuten und Stellwagen

(2. Fortsetzung)

Von Josef Astner

In den nächsten Jahren begann bereits ein gründlicher Ausbau der Ennsbergstraße, der wohl viel Zeit beanspruchte aber trotz großer technischer Schwierigkeiten fleißig fortgesetzt wurde. Darum stieg auch der Verkehr so, daß Mutschlechner im Jahre 1889 bereits viermal wöchentlich nach Bruneck fuhr und ab Sommer 1901 sogar täglich. Aber gute Straßen bringen guten Verkehr, früher und heute; darum mußte er ab Sommer 1905 sogar täglich drei Fahrten machen.

Das dahinter liegende Abteital erhielt wegen seiner Abgeschlossenheit erst im Jahre 1882 eine Fußbotenpost in Corvara, die an drei Tagen in der Woche den Gang zu dem im Jahre 1879 gegründeten Postamt St. Lorenzen zu machen hatte und am jeweils nächsten Tage wieder nach Corvara zurück. Wir wissen nicht, wann die Gänge in Fahrpost umgewandelt wurden, wohl aber, daß im Jahre 1899 im Sommer bereits tägliche Fahrpostverbindung Corvara—St. Lorenzen bestand.

Von St. Lorenzen nach Bruneck führte Johann Kostner, Gastwirt „Zur Goldenen Rose“ in St. Lorenzen, ab 1872 an Sonn- und Feiertagen sowie an Markttagen täglich dreimal einen Stellwagen.

Für Antholz wurde im Jahre 1895 ganzjährig eine Fußbotenpost eingerichtet, die von Olang aus dreimal wöchentlich in Marsch gesetzt und 1902, allerdings nur für die Sommermonate, in eine Fahrpost, also Stellwagen, umgewandelt wurde und als solche bis Antholz—Mittertal fuhr. —

stischen Zeugen der Vergangenheit bei Lienzer Familien unbachtet herumhängen, mögen diese Zeilen zur gebührenden Bewertung verhelfen.

Das echtste Biedermeier verkörpert von diesen drei Malern Jakob Wibmer, geboren 1840 in Matri in Osttirol und gestorben 1881 in Deutschlandsberg in der Steiermark. Im allgemeinen Künstlerlexikon wird er „Maler und Bildhauer“ genannt, da er auch Kruzifixe für Landkirchen schnitzte. Wirkliche Bedeutung jedoch errang er als Maler von Landschaften, Blumen- und Früchtestilleben, die er so natürlich und verlockend auf die Leinwand zauberte, daß er in seiner Art den Wiener Künstlern jener Stil-epoche, Waldmüller, Amerling, Daffinger und Fendi, wohl kaum nachsteht. Betrachtet man z. B. eines der beiden Früchtestilleben Wibmers im Museum Schloß Bruck (Raum 3) so fühlt man unwillkürlich das Verlangen, nach den süßen Trauben, Pflaumen und Pfirsichen zu greifen, wie es von einem Werke der alten Griechen heißt: „... daß die Vögel nach des großen Malers Kirschen flogen“. Josef Wibmer war Schüler an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, arbeitete dort bis 1847 und ließ sich dann endgültig in Deutschlandsberg nieder.

Für weitere Verstärkung sorgte die Omnibusverbindung Welsberg—Antholzer Wildsee welche der Gastwirt „Zum Löwen“ in Welsberg, Eduard Toldt, im Jahre 1908 einführte, wobei er für die Hinfahrt 5 Stunden benötigte.

Gleichzeitig hatte Toldt auch eine Omnibusverbindung nach Prags (Prager Wildsee) eingerichtet. Auf dieser Linie hatte er allerdings schon einen Vorgänger in seinem Landsmanne Johann Schmid. Prünster in Welsberg, der schon 1882 eine Fahrgelegenheit nach Alt- und Neuprags anbot.

Nachdem das Ampezzotal eine ausführlichere Schilderung erfordert, sei die Verbindung nach Sexten vorweggenommen: Das Postamt Sexten wurde wohl wegen des handelswichtigen Kreuzbergpasses schon 1869 errichtet und mit Fußboten versehen. Von der weiteren Entwicklung ließ sich nur feststellen, daß ab 1886 im Sommer bereits eine tägliche Fahrverbindung Sexten—Innichen bestand, die im Jahre 1910 als Postbotenfahrt auf das ganze Jahr ausgedehnt wurde. Im Sommer bestand ab 1906 auch eine Omnibusverbindung Sexten—Hotel Fischleinboden. Die berufsmäßigen Personenbeförderer sind konzessionsmäßig noch feststellbar, jedoch besagt das eingeklammerte Jahr der Gewerbeerteilung praktisch nichts über den tatsächlichen Beginn der sicher älter ist. Für Sexten scheinen auf: Josef Kastlunger, Sexten—Moos: Stellwagenfahrt (1896). Bereithaltung von Ein- und Zweispännern am Bahnhof Innichen (1903), täglich dreimalige Stellwagenfahrt (25. Juni bis 15. September jeden Jahres) von Fischleinboden nach Innichen und zurück (1906). Carl Stemberger, Sexten—St. Veit: Periodischer Personentransport (1896). Der Dolomitenheld Sepp Innerkofler, Sexten: Platzfuhrwerksgewerbe (1913). Für Innichen sind eingetragen: Franz Hellensteiner (Gastwirt „Zum Grauen Bären“), Innichen: Lohnkutscherei (1878). Periodischer Personentransport (1893). Ferdinand Angerer, Innichen: Periodischer Personentransport (1895). — Die Straße nach Sexten war eine Konkurrenzstraße, bis sie im Jahre 1908 wegen der auffallend starken Straßenarbeiten jenseits des Kreuzberges von der k. k. Regierung ebenfalls ausgebaut und dann als Reichstraße übernommen wurde.

Toblach—Cortina

Die „Magnifica Comunità d'Ampezzo“, wie Cortina seit 1511 hieß, kam erst zu einem bescheidenen Wohlstande, als im Jahre 1830 die „Strada d'Alemagna“ als große Verbindungsstraße zwischen Venedig und Innsbruck eröffnet wurde. Das goldene Zeitalter des Fremdenverkehrs begründeten der Wiener Paul Grohmann und der Engländer John Ball durch ihre Erstbesteigungen in den Ampezzaner Dolomiten und den nachfolgenden begeisterten Dolomiten-schilderungen. Der damit ausgelöste

Touristenverkehr rechtfertigte die im Jahre 1875 erfolgte Eröffnung der ersten drei Hotels in Cortina („Weißes Kreuz“, „Goldener Stern“ und „Schwarzer Adler“). Sonst war es nur Zielort der Lienzer und Pustertaler Holzfuhrleute, welche das Rundholz bis dorthin brachten und am Boitefluß abladen, von wo es zu den großen Sägewerken an der Piave geflößt wurde.

Toblach erhielt mit der Bahneröffnung im Jahre 1871 wohl ein Postamt, war aber als Fremdenort bis dahin überhaupt unbekannt. Bis dahin oblag die Postzustellung für das Toblacher Feld und bis Höhlenstein dem Postmeister Hellensteiner von Niederdorf. Wann er mit seinen auf den Sommer beschränkten Postfahrten ins Ampezzotal begann (im Winter Fußpost), steht nicht fest, wohl aber, daß er im Jahre 1871 einen Stellwagen Niederdorf—Cortina und zurück führte und im kommenden Jahre noch einen zusätzlichen Eilkurs. Im selben Jahr 1871 eröffnete auch Gerog Ploner, Hotelier in Schludersbach, einen Stellwagenkurs auf der gleichen Linie Niederdorf—Cortina. Alle Kurse fuhren nach den Mittagszügen taleinwärts und am folgenden Tage in 5 Stunden wieder nach Niederdorf zurück. Erst ab 1874 fuhr der Postomnibus Toblach—Cortina und damit schied Hellensteiner aus. Auch Ploner fuhr nur mehr bis Toblach. Indessen war man in Toblach fleißig beim Hotelbau. Auch Ignaz Überbacher († 1888) vom „Südbahnhotel“ (Grand Hotel) pflegte den Reiseverkehr und meldete im Jahre 1880 für die erwähnte Strecke einen Omnibuskurs an. Indessen weitete Ploner sein Hotelgeschäft aus und erbaute im Jahre 1881 auch die Restauration am Toblacher See und setzte dort die ersten Boote ins Wasser. Als weiterer Verkehrskonkurrent scheint im Jahre 1882 die Südbahn-Gesellschaft selbst auf, welche ebenfalls eine Omnibusfahrt ab Bahnhof Toblach nach Cortina anbot und den Fahrpreis für diese Strecke mit 1,80 fl festsetzte. Wer die Ausführung hatte, war nicht zu erfahren.

Ihr stiller, aber großer Konkurrent war der bekannte Lienzer Jos. A. Rohrer († 1953), Erbauer des Hotels „Germania“ in Toblach. Als umsichtiger Geschäftsmann hatte er ab 1881 auch eine Niederlage des Puntigam- und Märzenbieres und ließ beides in eisgekühlten Waggons durchs Pustertal laufen, so daß die Gastwirte in den Stationen ihren jeweiligen Bedarf entnehmen konnten. Weiters hielt er über 20 Pferde mit Kaleschen und warb kräftig um Fahrgäste, indem er ihnen bei telegrafischer Bestellung die Telegrammspesen rückvergütete. Sein Metier war zunächst die Lohnkutscherei, nicht der Linienverkehr. — In diesen Jahren bekam auch Landro ein Sommerpostamt, und Schludersbach folgte mit einem solchen im Jahre 1888.

(Fortsetzung folgt.)